



DANA
GRIGORCEA

TANZENDE
FRAU,
BLAUER
HAHN

Roman



PENGUIN VERLAG

Die Arbeit an diesem Roman wurde von der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia und anschließend über den Zeitraum eines Jahres vom Deutschen Literaturfonds e. V. gefördert. Die Autorin dankt.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage

Copyright © 2026 Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: LNT-Design
Umschlagabbildung: Judy Unger/istockimages
Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung:
Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-328-60440-2
www.penguin-verlag.de

Für meine Tochter Maria

Prolog

Eine spanische Nachrichtenseite berichtet über sein tödliches Missgeschick. Ich muss es immer wieder lesen und schlage unbekannte Wörter nach – und doch ist es stets so, als würde ich den Text zum ersten Mal sehen.

Er handelt von zwei jungen Männern, die in Valencia um Mitternacht ein verlassenes Industrieschiff besteigen, *abandonada del poligono Els Cahuets de Albal*. Ich habe mir den Industriepark im Internet angeschaut – bei Mondschein muss man sich dort wie in einem verlassenen Fischerdorf mit bankrotter Fischfabrik vorkommen: Alles ist rechtwinklig angelegt und niedrig gebaut, funkelnder Pulverstaub auf den Wegen, an den Mauern abblätternder Putz. *Los dos jovenes rumanos* wollten vermutlich Kupferkabel stehlen, sie hatten Taschenlampen dabei, waren angetrunken. Ich kann mir Camil nur von hinten vorstellen, wie er sich schwungvoll von mir entfernt. Vielleicht hatte ihn jemand einfach nur gefragt: »Camil, wollen wir zum Kupfer?« Dass man Camil rief und er nicht herbeikam, geschah nämlich selten. Er war immer verfügbar.

Der andere bekommt kalte Füße, will umdrehen, vielleicht auch nicht, Camil jedenfalls sucht das Abenteuer. Oder sind sie, ganz anders, verzweifelt? Gehörten sie einer europaweit agierenden Diebesbande an, oder wurden sie

von einer solchen unter Druck gesetzt? Der andere junge Mann, er hat überlebt, verneint dies, er soll auf der Polizeistation glaubwürdig gewirkt haben. Camil sei vorangegangen, und als sie den Raum mit dem Generator betraten, habe er gescherzt und seinen Freund erschreckt.

Dann gab es einen Knall, und Camil, *al recibir la descarga eléctrica*, wurde durch den Raum und gegen die Hinterwand geschleudert, klatschte zu Boden. *En toda la zona se produjo un apagón*. Jedes Mal suche ich die Übersetzung von *apagón*: Sie lautet »Stromausfall«. Der Gedanke, dass mit Camils Stromschlagtod ein ganzer Stadtteil Valencias in tiefes Dunkel fiel, ist irgendwie tröstlich.

Camil war mein bester Freund, mein erster. Gemeinsam haben wir früher die kalte Prahova überquert, bis zu den Knien und dann bis zu den Hüften im Wasser, das so klar war, dass man die Flusssteine sehen konnte, an der Wasseroberfläche schwamm bunter Müll. Nach der Querung lagen wir auf der Wiese, einen Grashalm zwischen den Lippen, und erzählten uns Geschichten, das heißt, Camil erzählte meist von unseren Nachbarn, Zusammengetragenes, und ich hakte nach; und trotz der Abschweifungen entstanden so klare Geschichten, die den Schluss nahelegten, wir alle hätten ein Schicksal, dem nicht zu entrinnen war.

•

Bilder fliegen im Zugfenster vorbei, Häuser aus den Fünfigern, alle gleich, ob Dorf oder Vorstadt, die graue Schallmauer, nur kurz unterbrochen von Feldern, während neben ihr Thierry auf seinem Handy ebenso schnelle Bildfolgen

durchscrollt. Bunte Bilder fliegen auf seinem Display vorbei, bis er findet, wonach er gesucht hat, Parasitärer Pilz kann Gedanken kontrollieren. Sie schaut auf seine schmalen Finger, dann auf das Video mit dem Dschungel und den fleischigen Blumen, und da sieht sie es: Eine schwebende Spore funkelt im Licht, verschwindet im Schatten, funkelt erneut und lässt sich auf einer Ameise nieder. Bald wird der parasitäre Pilz von diesem kleinen Körper Besitz ergreifen.

»Pass auf!« Jetzt flutet der Pilz das Gehirn der Ameise mit chemischen Stoffen, macht sie willenlos, steuert sie dorthin, wo für ihn ideale Bedingungen herrschen: Licht und Feuchtigkeit müssen stimmen, damit der Parasit gedeihen kann.

»Er zwingt sie zu ihrem Todesbiss. Siehst du, wie sie sich an dem Ast festbeißt?«

»Stuttgart, Thierry! Wir müssen umsteigen.«

Vor der Tür zeigt er ihr das Ende: Wie etwas aus der Ameise herauswächst, mit schmatzendem Geräusch, ein weißes Horn!

Sie ärgert sich über das Ameiseneinhorn – und dass sie den Anschluss nach Fürth nun doch verpasst haben. Thierry klickt sich durch weitere Videos, den Kragen des Trenchcoats hochgeschlagen gegen die Kälte am Bahnsteig, während sie nach einer neuen Zugverbindung sucht, als wäre die Reise allein ihre Angelegenheit. Zumindest wird er auf den Treppen die beiden Koffer tragen, wie ein Begleiter alter Schule, als der er sich mit seinen fast sechzig Jahren gern gibt.

Wieso ist ihr bloß die Idee mit den Konzertlesungen gekommen, und dann auch noch, diesen französischen Pianisten mitzuschleppen? Für diese Geschichten brauche sie Musik, hatte sie dem Verlag erklärt. Musik öffne Verständnisfenster

und mache die Lesungen festlicher. Und sie möchte zur Abwechslung in Begleitung reisen.

Sie findet eine neue Verbindung über Nürnberg. »Siehst du?«, sagt Thierry. »Immer mit der Ruhe.«

Auf seinen Vorschlag hin gehen sie in den Speisewagen auf ein Glas Wein. Und als es gemütlich wird – er bestellt auch warme belegte Baguettes –, spricht er davon, das Programm für den Abend ändern zu wollen.

»Nein, Thierry, bitte! Ich bin viel zu müde von dieser Bahnfahrt und will nichts mehr verändern.«

»Alles klar.« Sie könne das lesen, was sie immer lese, er aber brauche Freiheit. »Ich bin schließlich auch ein Künstler!«

Nach und nach bringt er neue Ideen vor, die ihr Programm weiter aufwerten sollen. Sie hört kaum mehr hin.

Am Nürnberger Bahnhof ist ihr danach, ihn einfach am Gleis stehen zu lassen und ihre gemeinsame Tournee abzusagen. Statt Ravels »Ondine« will er »Le Gibet« spielen, zu Camils Tod. Das Stück passe gut, eine Wüste mit einem Galgen und dem Gehängten, rötlich leuchtend in der untergehenden Sonne.

Camils Geschichte habe aber nichts Makaberes, sagt sie. »Es ist eine Liebesgeschichte.«

Thierry bleibt in der Halle stehen, mitten im Strom der Menschen, und sagt pikiert: »Alles klar.« Dann lasse er ihr eben ihren Willen und spiele heute etwas ... Rührseliges.

Camil und ich

Damals, nach der Wende, wollten alle weg, weit weg, in die Exotik, um Großes zu erleben, sich zu wandeln und schließlich den Lebenssinn zu finden, wahrscheinlich die Liebe.

Weit genug von Bukarest entfernt und auch der einzige Ort, an den ich fuhr, Sommer für Sommer, war Bușteni.

Es waren zwar nur zwei Stunden mit dem Zug, aber ich tätigte dabei eine veritable Zeitreise. Zuerst fuhr der Zug an der Papierfabrik vorbei, die mit ihren vielen Gebäuden und umzäunten Arealen beinahe selbst eine kleine Stadt war. Als die kommunistische Unterstützung wegfiel, wurde die Produktion an den uralten Kesseln und Walzen nach und nach gedrosselt; so bröckelte das Gelände vor sich hin. Hier und da wuchsen Gräser und roter Klatschmohn, zwischen den verwitterten Schuppen fanden sich die Hunde in Rudeln ein, und wenn ihr Gebell answoll, waren auch die ausgewachsenen Bären gekommen.

Noch urtümlicher als das Fabrikgelände war Bușteni selbst: Der Ort wird im letzten und in dem Jahrhundert zuvor nicht anders ausgesehen haben – bis auf die Elektrifizierung. Es gab eine Hauptstraße, die parallel zum Bahngleise

verlief, links, auf der Bergseite, wo es nebst der Schule, Post, Kirche und dem Stadthaus auch ein paar kleine Läden gab, auch meinen Lieblingsladen, wo ich immer Halwa und Hirsetrunke erstand. Ansonsten lagen die meisten Häuser auf der anderen Seite der Gleise, versprengt entlang der Prachova. Sie trat im Frühling über die Ufer, und so mancher Teppich mit Rosenmuster, der daraufhin zum Trocknen aufgehängt wurde, blieb noch lange über den Zäunen hängen, bis in den Sommer hinein. Die Kühe konnten sich in Buşteni frei bewegen, sie wurden morgens zum Tor hinausgetrieben und gingen allein zur Weide, über fremde Felder, und in der Abenddämmerung kehrten sie allein wieder zurück, mit ihrem triumphalen Glockengeläut, stießen die Stalltüren mit ihren Hörnern auf.

Fast alle Bewohner von Buşteni verdingten sich, so lange es ging, als Schichtarbeiter in der örtlichen Papierfabrik, deren Chefarchitekt Anfang der Dreißigerjahre mein Urgroßvater mütterlicherseits gewesen ist. Seine Töchter – meine Großmutter und ihre jüngere Schwester – hatten hier so manche Schulferien verbracht und sich nach der Wende gleich in der Nähe des Bahnhofs, auf der abschüssigen Bahnhofstraße, ein uriges Haus aus Lehm bauen lassen. In diesem Haus also verbrachte ich meine Sommer, den Rest des Jahres blieb es verschlossen.

Im Sommer empfangen die beiden Damen ständig Besuch im Garten, zwischen Bohnenranken, Liebstöckel und dem rosa blühenden Phlox. Meist tauchten Sommerfrischler aus Bukarest auf oder Freunde auf der Durchreise, immer öfter auch Nachbarn von der Straße, etwa Flori und Aurel oder die schöne Frau Helman, die alle nur »Isaura«

nannten. Und sie alle wurden von Azorică gebissen, dem schwarzen Pudel meiner Großtante – entweder biss er ihnen in die Schuhe, wenn sie gingen, oder er biss ihnen in die Hand, wenn sie ihn streicheln wollten. Der gute Azorică! »Ich verstehe nicht, was er jetzt wieder hat«, sagte meine Großtante betroffen, »eben noch habe ich ihn geküsst, und er hat mir nichts getan. Vielleicht spürt er eure Angst.«

Aber unser Besuch hatte keine Angst, sie alle ließen sich arglos von Azorică beißen. »Azorică, du Lausejunge!«, jauchzten sie und strichen lachend über die schmerzende Stelle. Azorică mochten sie alle, denn alle mochten sie meine lebenslustige Großtante.

Und dann wurden Stühle und Klappstühle, Hocker und Picknickdecken geholt, und man setzte sich ins Haus und in den Garten, auf die Bank oder auf das Zementmäuerchen, das den Eingangsweg vom Gemüsegarten trennte, aß Zuckermelone mit Käse, spielte Karten und teilte sich die eine Zeitung, löste das Kreuzworträtsel und diskutierte erhitzt über Politik, wobei die Nachbarn aus dem Ort so taten, als wählten auch sie proeuropäische Parteien. Da war wieder ein Knurren zu vernehmen, jemand schrie auf, alles lachte: »Azorică, du Lausejunge!«

Es war ein Kommen und Gehen, mit feierlichem Begrüßen und Verabschieden, und trotzdem war es gediegen, und jeder durfte tun und lassen, was er wollte. Ich nahm mir meist eine Picknickdecke und ein Sitzkissen, legte mich am vorderen Gartenzaun unter die Silbertanne und las; oder ich nahm zwei Kissen mit, eins für Azorică, oder gar drei, denn Azorică mochte es, zwischen den Kissen zu liegen, im Spalt.

»Hört mal, diese unglaubliche Ruhe hier!«, rief stets einer der Gäste, und alle hielten wir inne und lauschten. Lange Zeit liebte ich es, den romantischen Dichter und Diplomaten Lucian Blaga zu zitieren: »Die Ewigkeit ist auf dem Lande geboren.« Ich glaube, das hat er in Wien gesagt oder in Lissabon. »So ist es«, stimmten die Besucher mit ein, »die Ewigkeit ist hier auf dem Lande geboren!«

Biss mich eine Ameise, streifte ich sie weg, ohne den Blick vom Buch zu nehmen. Ich sehe mich noch auf meiner Decke unter der Tanne liegen, die Ellbogen in den Nadelteppich gebohrt, wie ich in ein Buch schaue und mich frage, ob ich umblättern sollte, und dabei höre, wie der Zaun schep-pert, als die Jungen aus dem Ort darüberspringen, ihrem Ball hinterher. Azorică knurrt, ohne aufzustehen, er liegt zu gemütlich.

»Psssst«, zischen die Jungen einander laut zu. »Macht leise, hier liest jemand!«

Und dann, eines Tages, kam einer der Jungen, Camil, allein zu mir an den Zaun, er ging in die Hocke und fragte, ob ich mit ihm Fußball spielen wolle, und ich sagte Ja, nur könnte ich nicht lange, vielleicht bloß für ein halbes Spiel. Wir kickten am Ende der leicht abschüssigen Straße, wo die Brennesseln am Tor von Madame Smara wuchsen, und Camil fragte, ob ich die Geschichte von ihrem Baum kannte, der sei tatsächlich mitten im Haus gewachsen, ein echter Baum. Und so freundeten wir uns an, indem wir uns von den anderen erzählten, ohne unser Spiel zu unterbrechen.

Da war der kleine Herr Helman, der täglich vorbeikam mit seiner Sense, zweimal so groß wie er selbst, und dennoch hielt er sie mühelos über der Schulter im Gleichgewicht.

Täglich mähte er seine unbebaute Parzelle oder auch nicht und sah einfach nur nach dem Rechten. Überhaupt gab es zu der Zeit in Bușteni, im Prahova-Tal am Fuße der Karpaten, viele unbebaute Parzellen und leer stehende Felder, aber dessen bin ich mir erst jetzt bewusst geworden, als alles wild durcheinander bebaut worden ist. Auch waren die meisten Häuser früher noch ebenerdig und so niedrig, dass die Hähne mühelos daraufspringen konnten, um in die Morgendämmerung zu krähen; und wenn die Sonne aufging, leuchteten die Blechdächer wie Spiegel, ließen die steil abfallende Straße zum Bahnhof hin im hellen Licht erscheinen.

Die Nummer acht unten rechts war ein weiß angestrichenes Haus aus Lehm – das Ferienhaus meiner Großmutter und Großtante, das sie sich nach der Wende nach dem Vorbild des urigen Lehmhauses auf dem neuen Zehn-Lei-Schein hatten bauen lassen. Es war etwas geräumiger als das Original, mit größeren Fenstern und ohne den bäuerlichen Holzschuppen, weil sie ja nichts zu lagern hatten.

Morgens saß ich oft auf der Bank vor unserem Ferienhaus, von wo aus man direkt auf die Caraiman-Berge blicken konnte. Einmal über den Wald am Fuße des Berges geschaut, wurden einem die Wege in die Höhe deutlich, ein hellgrüner Hang, auf dem ich einzelne Schafe von dem weißen Geröll zu unterscheiden meinte – dort würden wir kurz Halt machen, bevor es weiter hinaufging zur Caraiman-Spitze mit dem großen Kreuz. Ich zeichnete mit meinem Blick Wege und Serpentinaen in den Hang, stets andere, manche reichten bis zur Baumgrenze.

Und wenn ich so zum Hang schaute, dachte Camil, ich schaute zu ihm hinüber, und begann zu winken. Er lebte

mit seiner Mutter am Ende der Straße, gleich beim Schlagbaum des Bahnübergangs, in der Eisenbahnersiedlung. Von unserem Garten konnte man über zwei Häuser sehen, über einen Obstgarten und einen verwaisten Hof mit einem abgebrannten Stall, und man sah auch direkt auf die kleine Veranda, auf die Camil so gern hinaustrat.

An den Nachmittagen, wenn die Straße wie ausgestorben war, weder Mensch noch Tier auf den Höfen zu sehen, schossen wir den Ball über den Maschendrahtzaun auf die Grasparzelle des Herrn Helman und gingen ihn noch weiter hinein suchen, nur um dann in den Apfelbaum zu klettern, so schnell es ging, aufgeregt, nicht so sehr vom Diebeszug als von der Erwartung unserer Heldentat, die zweifelsohne folgen würde, einer geschichtsträchtigen Heldentat, zu der ich vorbestimmt war und die ich mit Camil unternehmen würde. Denn ich war mit Camil im steten Wettkampf darob, wer am höchsten hinaufstiege und die meisten Äpfel aße, und ich musste stetig zulegen, wollte ich ihn eines Tages tatsächlich besiegen.

Einmal, als plötzlich der kleine Herr Helman mit seiner riesigen Sense aus den Gräsern auftauchte, hielten wir auf unseren Ästen inne, und vom oberen Ast aus streckte Camil seine Hand nach mir aus, fast in Zeitlupe, durch das dichte Blätterwerk, und packte mich am Oberarm, damit ich nicht hinunterrutschte. Und während Herr Helman seelenruhig seine Sense schwang und das hohe Gras gleichmäßig schnitt, vernahmen wir außer dem einförmigen Hschthschth, das sich über sein gezischtes Ausatmen legte, das tiefe Rauschen der Prahova, die dreißig Meter weiter unten, am Fuße des Hangs, talaus strömte. Angeblich würde sie den